

Lydie Salvayre

# Weine nicht



Lydie Salvayre

# Weine nicht

Roman

Aus dem Französischen  
von Hanna van Laak

BLESSING

Originaltitel: *Pas pleurer*  
Originalverlag: Editions de Seuil, Paris

Übersetzungen der spanischen Wendungen im Glossar  
von Carola Fischer



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier EOS  
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria

1. Auflage 2015  
Copyright © 2015 by Lydie Salvayre,  
Editions du Seuil, August 2014,  
und Karl Blessing Verlag, München 2016,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Geviert Grafik & Typografie, München  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-89667-564-4  
  
[www.blessing-verlag.de](http://www.blessing-verlag.de)

Was fürchtest du, du feige Kreatur?

Was heulst du, Hasenherz?

Cervantes, *Don Quijote von der Mancha*,

Buch II, Kapitel 29



# 1

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes gibt der Erzbischof von Palma den Rächern ein Zeichen, indem er mit seiner ehrwürdigen Hand, an der der Hirtenring glänzt, auf die Brust der schlechten Armen deutet. Georges Bernanos sagt das. Ein glühender Katholik sagt das.

Wir befinden uns im Spanien des Jahres 1936, unmittelbar vor dem Ausbruch des Bürgerkriegs, und meine Mutter ist eine schlechte Arme. Eine schlechte Arme ist eine Arme, die das Maul aufmacht. Am 18. Juli 1936 macht meine Mutter zum ersten Mal in ihrem Leben das Maul auf. Sie ist fünfzehn Jahre alt. Sie wohnt in einem gottverlassenen Dorf, in dem Großgrundbesitzer seit Jahrhunderten Familien wie die ihre in tiefster Armut halten.

Zur gleichen Zeit macht Georges Bernanos' Sohn sich bereit, in der blauen Uniform der Falange in den Schützengraben von Madrid zu kämpfen. Einige Wochen lang glaubt Bernanos noch, dass das Engagement seines Sohnes für die Nationalisten begründet und auch rechtmäßig ist. Seine Ansichten sind bekannt. Er hat bei der Action française mitgekämpft. Er bewundert Drumont. Er versteht sich als Monarchist, Katholik, Erbe der alten französischen Traditionen und fühlt sich mehr dem Geist der Arbeiteraristokratie verbunden

als der Geldbourgeoisie, die er verabscheut. Er ist in Spanien, als die Generäle gegen die Republik putschen, doch er ermisst nicht auf Anhieb das Ausmaß der Katastrophe. Sehr lange jedoch kann er sich die Wahrheit nicht mehr zurechtbiegen. Er sieht, wie die Nationalisten die Verdächtigen mit systematischen Säuberungen überziehen, während die katholischen Würdenträger ihnen zwischen zwei Morden im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes die Absolution erteilen. Die spanische Kirche ist zur Hure der militärischen Säuberer geworden.

Mit Abscheu im Herzen sieht Bernanos machtlos dieser niederträchtigen Kumpanei zu. Dann ringt er sich mühsam zu einer Klarsichtigkeit durch, die ihn zwingt, mit seinen alten Sympathien zu brechen, und entschließt sich, das aufzuschreiben, was er als ein zerrissener Zeuge sieht.

Er gehört zu den ganz wenigen in seinem Lager, die den Mut dazu aufbringen.

A MIS SOLEDADES VOY,  
DE MIS SOLEDADES VENGO.

Am 18. Juli 1936 stellt sich meine Mutter in Begleitung meiner Großmutter bei den Burgos vor, die ein neues Hausmädchen einstellen wollen, nachdem das frühere davongejagt worden ist mit der Begründung, es rieche nach Zwiebeln. Als die Entscheidung gefällt werden soll, wendet Don Jaime Burgos Obregón seiner Gemahlin ein zufriedenes Gesicht zu und verkündet, nachdem er meine Mutter von Kopfbis Fuß gemustert hat, in diesem Ton voller Selbstgerechtigkeit, den sie nicht vergessen hat: Sie sieht recht bescheiden aus. Meine Großmut-



ter dankt ihm, als hätte er sie beglückwünscht, aber mich bringt dieser Satz zur Raserei, sagt meine Mutter zu mir, er wirkt auf mich wie eine Beleidigung, wie ein Tritt in den Hintern, meine Liebe. Sie löst in meinem Innern einen Zehn-Meter-Salto aus, versetzt mein Gehirn, das fünfzehn Jahre lang geschlafen hat, in Aufruhr, sodass ich plötzlich die Palaver verstehe, die mein Bruder aus Lérima mitgebracht hat. Als wir dann wieder auf der Straße stehen, beginne ich zu schreien: Sie sieht recht bescheiden aus, verstehst du, was das heißen soll? Nicht so laut, um Himmels willen, fleht meine Mutter, die es gewohnt ist, immer im Schatten von anderen zu stehen. Das heißt – ich habe gekocht, meine Liebe, ich habe gekocht – das soll heißen, dass ich ein sehr dummes und sehr gehorchsames (so sagt sie) Hausmädchen sein werde! Das heißt, dass ich alle Anordnungen von Doña Sol widerspruchslos ausführen und ihre Kacke widerspruchslos aufwischen werde! Das heißt, dass ich alle Garantien für eine perfekte Idiotin biete, dass ich nie gegen irgendetwas aufmucken werde, dass ich nie irgendwelche Scherereien, keine Molestias, verursachen werde! Das heißt, dass Don Jaime mir einen – wie nennst du das – Hungerlohn bezahlen wird und dass ich dann mit diesem bescheidenen Gesichtsausdruck, der mir so gut steht, *muchísimas gracias* sagen muss. Herr Gott, murmelt meine Mutter mit verschrecktem Blick, leiser, man wird dich noch hören. Und ich schreie noch lauter: Es ist mir egal, ob man mich hört, ich will nicht Mädchen für alles bei den Burgos sein, lieber werde ich Hure in der Stadt! Um Himmels willen, fleht mich meine Mutter an, sag nicht solche Dummheiten. Sie haben uns nicht einmal aufgefordert, Platz zu nehmen, erwidere ich empört, nicht einmal die

Hand geschüttelt, plötzlich erinnere ich mich, dass ich eine Nagelentzündung am Daumen und einen verbundenen Finger habe. Um mich zu beruhigen, führt mir meine Mutter darauf säuselnd vor Augen, welche großartigen Benefize (ich: das heißt Vorteile), also Vorteile mich erwarten, wenn ich eingestellt werde – aber verbessere mich nicht bei jedem falschen Wort, sonst werde ich nie fertig: dass ich freie Kost und Logis haben werde, dass meine Wäsche gebleicht werde, dass ich jeden Sonntag Vakanz (ich korrigiere: freihaben) haben werde, um auf dem Kirchplatz die Jota zu tanzen, und dass ich ein kleines Gehalt und eine kleine Belohnung jährlich bekommen werde, von der ich mir eine kleine Aussteuer zusammensparen und vielleicht sogar etwas zur Seite legen könne. Daraufhin rufe ich: Lieber sterben! Dios mío, seufzt meine Mutter und wirft dabei ängstliche Blicke auf die zwei Häuserreihen, die die Gasse säumen. Und ich fange an, im Sturmschritt zu meinem Dachboden zu laufen. Zum Glück bricht am nächsten Tag der Krieg aus, sodass ich weder bei den Burgos noch bei sonst jemand je Dienstmädchen wurde. Der Krieg, meine Liebe, ist genau zum rechten Zeitpunkt gekommen.

Heute Abend sieht meine Mutter fern, und die zufällige Aufnahme eines Mannes, der dem Präsidenten der französischen Republik ins Wort fällt, erinnert sie plötzlich an die Begeisterung ihres Bruders José nach seiner Rückkehr aus Lérima, an sein jugendliches Ungestüm und seinen glühenden Überschwang, die ihn schön machten. Und mit einem Mal steigt alles wieder in ihr hoch, die knappe Bemerkung von Don Jaime Burgos Obregón, die Unbeschwertheit des Juli 36, die

euphorische Entdeckung der Stadt, das Gesicht desjenigen, den sie wie wahnsinnig geliebt hat und den meine Schwester und ich seit Kindertagen André Malraux nennen.

Meine Mutter heißt Montserrat Monclus Arjona, und ich freue mich, dass ich diesen Namen für eine Weile mit Leben erfüllen und dem Nichts entreißen kann, das ihn erwartete. Ich möchte in die Erzählung, die ich hier beginne, keine fiktive Person einführen. Meine Mutter ist meine Mutter, Georges Bernanos ist der bewunderte Autor der *Großen Friedhöfe unter dem Mond* und die katholische Kirche ist die niederträchtige Institution, die sie 1936 war.

FUENTE ES MI VIDA  
EN QUE MIS OBRAS BEBEN

Meine Mutter wurde am 14. März 1921 geboren. In ihrer Familie ruft man sie Montse oder Montsita. Sie ist neunzig Jahre alt, als sie sich für mich ihre Jugend in Erinnerung ruft, in dieser mit spanischen Einsprengseln vermischten Sprache, die sie sich angeeignet hat, seitdem der Zufall sie vor mehr als siebzig Jahren in ein Dorf im Südwesten Frankreichs verschlagen hat.

Meine Mutter war schön. Man sagt mir, dass sie früher diese ganz besondere Haltung hatte, die die spanischen Frauen durch das Tragen des Cántaro auf dem Kopf erwarben und die man heute sonst nur an Balletttänzerinnen beobachten kann. Man sagt mir, dass sie sich wie ein Schiff fortbewegte, gerade und geschmeidig wie ein Segel. Man sagt mir, dass sie die Figur einer Filmdiva hatte und dass *in ihren Augen die Güte ihres Herzens geschrieben stand*.

Heute ist sie alt, ihr Gesicht voller Falten, der Körper verfallen, der Gang unsicher, schwankend, aber in ihrem Blick liegt eine Jugendlichkeit, die wieder erstrahlt, wenn von diesem Spanien im Jahre 1936 die Rede ist, wie ich es nie zuvor an ihr gesehen habe. Sie leidet unter Gedächtnisstörungen, und alle Ereignisse zwischen dem Bürgerkrieg und heute sind unwiederbringlich aus ihrer Erinnerung gelöscht. Aber ihre Erinnerungen an diesen Sommer 36, in dem das Unvorstellbare geschah, sind absolut intakt, an diesen Sommer 36, in dem sie, wie sie sagt, das Leben entdeckte und der zweifellos das einzige Abenteuer ihres Lebens war. Bedeutet das, dass alles andere, was meine Mutter in den siebzig darauffolgenden Jahren für die Realität hielt, für sie nicht real existierte? Manchmal glaube ich das.

Auch heute Abend höre ich ihr zu, wie sie in der Asche ihrer verlorenen Jugend rührt, und sehe, wie ihr Gesicht lebendig wird, als wäre ihre ganze Lebensfreude auf diese wenigen Tage im Sommer 36 in der großen spanischen Stadt zusammengeschumpft und die Zeit am 13. August 1936 um acht Uhr morgens in der Calle San Martín für sie stehen geblieben. Ich lausche ihren Erinnerungen, die durch meine gleichzeitige Lektüre von Bernanos' *Großen Friedhöfen unter dem Mond* verdüstert und vervollständigt werden. Und ich versuche die Ursachen dieser Unruhe zu ergründen, die diese beiden Erzählungen in mir auslösen. Eine Unruhe, die mich, wie ich fürchte, an einen Punkt führen wird, zu dem ich mich eigentlich gar nicht hinbewegen wollte. Es sind widersprüchliche und letztlich ziemlich wirre Gefühle, die durch unbekannte Schleusen auf mich einströmen. Während die Schilderung der anarchistischen Erfahrung von 1936 durch meine Mutter

in meinem Herzen eine unbestimmte kindliche Freude und ein unbestimmtes Entzücken auslöst, rufen die Gräuelbeschreibungen von Bernanos, der sich mit der Nachtseite der Menschen konfrontiert sah, mit ihrem Hass und ihrem Wüten in mir die Angst wach, dass heute einige Schweinehunde diese infamen Ideen wieder aufgreifen könnten, die ich seit Langem für begraben hielt.

Zur gleichen Zeit, als meine fünfzehnjährige Mutter sich in Begleitung meiner Großmutter um die Stelle als Dienstmädchen bewirbt, liest Doña Pura, die Schwester des obengenannten Don Jaime Burgos Obregón, wie immer stocksteif auf der Kante eines Stuhls mit hoher Lehne sitzend, mit schwärmerischer Begeisterung den Leitartikel auf der Titelseite der *Acción Española*: »Ein junger General hat sich entschlossen, das Kommando über das Große Spanien zu übernehmen, das kurz davor ist, in Demokratie und Sozialismus zu versinken, um einen Damm gegen die bolschewistische Invasion zu errichten. Auf seinen Appell hin haben sich andere Generäle ohne zu zögern um diese außergewöhnliche Führungspersonlichkeit geschart, und die nationalen Kräfte sind erwacht. Aber können der Geist, die Intelligenz, die Heimatliebe und das Heldentum jenen niedrigen Instinkten und bestialischen Gelüsten den Garaus machen, die durch die Moskauer Regierung die Herrschaft übernommen haben, welche auf diese Weise den ganzen europäischen Mittelmeerraum vergiften will?« Die Frage, mit der dieser Zeitungsartikel endet, stürzt Doña Pura in solch abgrundtiefe Ängste, dass sie sogleich von heftigem Herzrasen befallen wird. Denn Doña Pura leidet an Herzflattern. Und obwohl der Arzt ihr verordnet hat, jede

Aufregung zu meiden, befehlen die patriotischen Gefühle ihr, die Zeitung der Nationalisten zu lesen. Das ist eine Pflicht, Herr Doktor, erklärt sie mit ersterbender Stimme.

In den folgenden Tagen lebt Doña Pura in der panischen Angst, ihr Haus könnte ausgeraubt, ihr Land gestohlen und ihr Vermögen von Montses Bruder José und seiner Diebesbande vernichtet werden. Zumal die Krämerin Maruca ihr im Flüsterton anvertraut hat, dass die Anarchisten auf ihren Raubzügen blutige Überfälle begangen, Nonnen erst aufgeschlitzt und dann vergewaltigt haben, um anschließend die Klöster durch grauenhafte Schändungen zu entweihen. Seitdem stellt Doña Pura sich vor, wie die Anarchisten in ihr Zimmer eindringen, das elfenbeinerne Kruzifix herunterreißen, das über ihrer weißen Bettstatt hängt, ihre emaillierte Schmuckschatulle rauben und sich, grundgütiger Heiland, in unbeschreiblichen Missetaten ergehen. Dennoch grüßt sie weiterhin die Eltern dieser Heißsporne, wenn sie ihr begegnen. War sie nicht wirklich die Güte selbst?

Doch sobald es Abend wurde, fleht sie auf ihrem Betteschemel kniend den Himmel an, er möge die ihren vor diesen Wilden retten, denen nichts heilig ist.

Verrecken sollen sie!

Kaum ist ihr der Satz entschlüpft, errötet sie vor Scham darüber, dass sie einen solchen Wunsch geäußert hat. Ob der liebe Gott, der, wie es heißt, mit einem hochempfindlichen Gehör ausgestattet ist, ihre Worte womöglich vernommen hat? Gleich morgen will sie Don Miguel (dem Dorfpfarrer, der noch nicht geflohen ist) ihre Missetat beichten. Er wird ihr als Buße drei Ave Maria und ein Vaterunser auferlegen, die auf ihr Gewissen eine quasi sofortige heilsame Wirkung haben wie ein

Aspirin. Jedermann weiß, dass die Katholiken, egal welche Verbrechen sie in dieser Zeit an den Roten begehen, ob mit Stichwaffen, Schusswaffen, Knüppelhieben oder Eisenstangen, unverzüglich reingewaschen und von ihren Sünden freigesprochen werden, vorausgesetzt, ihr Urheber leistet noch vor dem Abendgebet Abbitte. Diese kleinen Arrangements mit dem spanischen Himmel erweisen sich als regelrechte Zauberei.

Doña Pura nimmt ihre Gebete wieder auf und ruft nun die allerheiligste Jungfrau Maria an, den Umtrieben dieser dreisten Burschen, die ihren lieben Gott tödlich beleidigen, ein Ende zu machen. Denn Doña Pura ist der Ansicht, dass ein Angriff auf ihre Reichtümer einer tödlichen Beleidigung des lieben Gottes gleichkommt. Sie weiß besser als jeder andere, was ihren lieben Gott tödlich beleidigt. Schließlich gehört Doña Pura zu diesen Personen, die man im Dorf in einer vielsagenden Abkürzung als Fachas, bezeichnet.

Facha ist ein Wort, das in seiner spanischen Aussprache wie ein Auswurf klingt.

Es gibt nur eine beschränkte Anzahl von Fachas im Dorf, und ihnen allen gemeinsam ist die Ansicht:

NUR EIN TOTES ROTER  
IST EIN GUTER ROTER

Mein Onkel José, Montses Bruder, ist ein Roter oder vielmehr ein Schwarz-Roter.

Seitdem ihm seine Schwester von ihrem Besuch bei den Burgos erzählt hat, kocht er vor Wut. Die Wut der Roten legt sich nicht mehr im Jahr 1936. Und die der Schwarz-Roten noch weniger.

José ist der Meinung, dass seine Schwester beleidigt worden ist. Das Spanien des Jahres 36 quillt über vor Beleidigten.

Sie sieht recht bescheiden aus! Sie sieht recht bescheiden aus! Für wen hält dieser Cabrón sich denn! Er wird seine Unverschämtheit noch bedauern! Man wird ihm diesen widerlichen Dreckssatz noch in den Hals rammen! Man wird diesem Spießbürger das Maul stopfen!

Seit seiner Rückkehr aus Lérima ist José nicht mehr derselbe. In seinem Blick spiegeln sich unerhörte, unaussprechliche Visionen wider, und aus seinem Mund kommen Worte aus einer anderen Welt, die seine Mutter ausrufen lassen: Man hat meinen Sohn umgekrempt.

Jedes Jahr verdingt sich José zwischen der Mandelernte im Mai und der Haselnussernte im September als Saisonarbeiter auf einem großen Gut in der Umgebung von Lérima. Das Heumachen ist eine schwere Arbeit, die über seine Kräfte geht, der Lohn ist lächerlich gering, dennoch gibt er ihn voller Stolz an seine Eltern ab.

Seit er vierzehn ist, verbringt er seine Tage mit Feldarbeiten, die im Morgengrauen beginnen und erst mit Einbruch der Nacht ein Ende finden. In diesen Bahnen verläuft sein Leben. Und er hat keine Sekunde daran gedacht, es infrage zu stellen, und er hat es keine Sekunde für möglich gehalten, anders zu leben.

Als er jedoch in diesem Jahr mit Juan in Lérima eintrifft, findet er eine Stadt vor, die bis in ihre Grundfesten erschüttert und deren Moral auf den Kopf gestellt worden ist: Der Boden ist Gemeinschaftseigentum, die Kirchen sind in Genossenschaften umgewandelt worden, in den Cafés schwirren linke



Parolen durch die Luft, und auf allen Gesichtern liegt eine Fröhlichkeit, eine Inbrunst, eine Begeisterung, die er nie mehr vergessen wird.

Er entdeckt damals Worte, die so neu und so kühn sind, dass sie seine junge Männerseele beflügeln. Ungeheure Worte, dröhnende Worte, brennende Worte, grandiose Worte, die Worte einer neu anbrechenden Welt: Revolution, Freiheit, Brüderlichkeit, Kommunen – diese Worte, die im Spanischen auf der letzten Silbe betont werden und einen auf der Stelle wie ein Faustschlag mitten ins Gesicht treffen.

Er staunt wie ein Kind.

Unerhörte Dinge kommen ihm in den Sinn.

Maßlose Dinge.

Er lernt, die Faust zu recken und im Chor *Hijos del Pueblo* zu singen.

Er schreit mit den anderen Nieder mit der Unterdrückung, es lebe die Freiheit. Er schreit Tod dem Tod.

Er spürt, dass er lebt. Er fühlt sich besser. Er fühlt sich modern, und sein Herz strömt über. Er begreift auf einen Schlag, was jung sein bedeutet. Bis dahin wusste er es nicht. Er sagt sich, dass er hätte sterben können, ohne es je zu erfahren. Zugleich wird ihm klar, wie trostlos sein bisheriges Leben war und wie kläglich seine Sehnsüchte.

Er spürt in dieser großen schwarzen Brise etwas, das er Poesie nennt, weil er kein anderes Wort dafür findet.

Den Mund voller großer Sätze und mit einem schwarzen roten Tuch um den Hals kehrt er ins Dorf zurück.

Mit fieberhafter Beredsamkeit erzählt er seinem Publikum (das sich im Augenblick auf seine Mutter und seine Schwester beschränkt), dass in Lérima eine glanzvolle Zeit angebrochen

sei (er hat einen natürlichen Hang zur Lyrik), dass Spanien endlich spanisch geworden sei und er ein Superspanier. Beband verkündet er, dass man die alte Ordnung, die die Knechtschaft und die Schande der Menschheit verewigt, fortfeigen muss, dass die Revolution der Herzen und Köpfe begonnen habe und dass sie morgen das ganze Land und nach und nach das gesamte Universum erfassen werde. Er sagt, dass das Geld nie wieder über alles entscheiden und dass es nie wieder die Unterschiede zwischen den Menschen begründen wird und dass bald.

Das Meer nach Anisette schmecken wird, ruft die Mutter ärgerlich.

Und dass es bald keine Ungerechtigkeit mehr geben werde, keine Hierarchie, keine Ausbeutung, kein Elend mehr, dass die Leute.

Mit dem Papst in Urlaub fahren können, vollendet die Mutter immer aufgebracht.

Ihre Reichtümer teilen können und dass die, die ihren Mund halten, seitdem sie auf der Welt sind, die ihren Boden von diesem Cabrón Don Jaime pachten, der alles besitzt, die die Kacke seiner Frau aufwischen und sein Geschirr scheuern müssen.

Jetzt kommt er wieder damit, ruft die Mutter, die seine Tiraden nicht mehr hören kann.

Sie werden sich erheben, sie werden kämpfen, sie werden alle Knechtschaft abschütteln und

Ich werde dir gleich deine Knechtschaft geben, platzt der Mutter der Kragen. Es ist sieben Uhr, und du solltest dich lieber um die Hühner kümmern. Ich habe dir den Eimer hergerichtet.

Aber José Redefluss ist nicht zu stoppen, und die Hühner, die nicht für Bakunins Ideen zugänglich sind, müssen noch ein wenig auf ihr Futter warten.

Seit seiner Rückkehr aus Lérima ist José nicht mehr zu bremsen, und er schwankt unablässig zwischen Momenten, in denen er tobt und rast, in denen er sich in coños, joders, puñetas und me cago en Dios ergeht, und anderen, in denen er in höchste Begeisterungstürme ausbricht.

Morgens wettet er gegen die schlechten Reichen, ein Pleonasmus, sagt er (er hat dieses Wort in der Zeitung *Tierra y Libertad* entdeckt), weil es nur schlechte Reiche gibt, denn welches Vermögen, sagt mir das, ist nicht gestohlen? Er flucht über die Profiteure und die Freunde des Pfarrers Don Miguel, der unter seiner Soutane den eisigen Wind der Revolution spüren wird (das bringt ihn zum Lachen), über den Räuber Don Jaime Burgos Obregón und andere Ausbeuter und vor allem über den Führer der nationalistischen Bande, der sich selbst zum Anführer der Rebellion ernannt hat: General Francisco Franco Bahamonde, den er manchmal in einer blumigen Sprache beschimpft, die mancher als vulgär bezeichnen könnte, da er ihn als pfaffenfickenden Giftzwerg, als Misthaufen, als Abschaum, als Hurensohn und Mörder, den er an den Eiern packen wird, bezeichnet, manchmal im Jargon politischer Logik à la Bakunin, indem er ihn als objektiven Verbündeten des Kapitalismus und Klassenfeind des Proletariats anprangert, das wiederum zugleich Opfer des Misstrauens der republikanischen Regierung und der franquistischen Repression ist.

Aber auch wenn sein Herz am Morgen ein Pulverfass ist, am Abend träumt er laut von sagenhaften Dingen und verspricht

seiner Schwester Montse eine Welt, in der nie wieder ein Mensch der Diener oder das Eigentum eines anderen sein wird, in der nie wieder ein Mensch zugunsten eines anderen auf den ihm zustehenden Teil an Selbstbestimmtheit verzichten wird (diesen Satz hat er der Zeitung *Solidaridad Obrera* entliehen), eine gerechte und schöne Welt, un paraíso, er lacht vor Glück darüber, ein Wirklichkeit gewordenes Paradies, in dem Liebe und Arbeit aus freiem Entschluss und voller Freude gewählt werden und in dem ...

Ich kann mir nicht vorstellen, unterbricht ihn Montse und unterdrückt dabei nur mühsam ein Lachen, wie ich mitten im Januar mit gefrorenen Fingern und kaputtem Rücken aus freiem Entschluss und voller Freude Oliven ernten könnte. Du träumst, sagt sie von der Höhe ihrer fünfzehn Jahre aus zu ihm.

Montses Einwand stört für einen Augenblick die wunderbaren Versprechungen, die José in sein Programm aufgenommen hat, doch dann fährt er mit dem gleichen Ungestüm und der gleichen Inbrunst fort. Und im Grunde ihrer Seele ist Montse glücklich, als sie ihrem Bruder zuhört, wie er eine menschliche Zukunft ausmalt, in der niemand mehr auf einen anderen spucken wird, in der keine Angst und keine Scham mehr in den Augen geschrieben stehen, in der die Frauen den Männern gleich sind.

Gleich an Bosheit, fragt ihn Montse schalkhaft.

Gleich an Bosheit wie an allem sind, sagt José.

Montse lächelt, und ihr ganzes Wesen stimmt insgeheim den Worten zu, mit denen José stumme Dinge benennen kann und die ihr eine unbekannte Welt eröffnen, die so weiträumig ist wie eine Stadt. Sie stachelt José wieder an, so gerne hört sie ihm zu. Nun wird er zum Philosophen (das ist der

José, den sie am meisten mag) und ergeht sich in hochgestochenen Wendungen über die Kunst der Besitzlosigkeit. Montse: Was für eine Kunst? José: der Besitzlosigkeit. Montse: Was soll das heißen? José: Das heißt: Wenn man einen Gegenstand besitzt, ein Haus, ein Schmuckstück, eine Armbanduhr, Mahagonimöbel, was weiß ich, dann macht man sich zu seinem Sklaven, dann will man das um jeden Preis behalten, dann fügt man den Knechtschaften, denen man sich nicht entziehen kann, noch weitere hinzu. In den freien Kommunen dagegen, die wir auf die Beine stellen werden, wird uns alles und nichts gehören, comprendes? Die Erde wird uns gehören wie das Licht und die Luft, aber sie wird niemand Einzelem gehören. Er jubelt. Und die Häuser werden keine Riegel und keine Schlösser haben, du glaubst das nicht? Montse saugt seine Worte auf, von denen sie nur ein Viertel versteht, die ihr aber guttun, ohne dass sie weiß, warum.

Die Mutter hat es satt und hofft, dass diese für jugendlichen Überschwang typischen Märchen irgendwann ein Ende haben und dass der Sinn für die Realität – das bedeutet für sie: Verzicht – in José bald wieder die Oberhand gewinnen wird. Das ist ihr geheimer Wunsch. Das ist der geheime Wunsch aller Mütter des Dorfes. Mütter sind Ungeheuer. Wir werden die Revolution machen und die Nationalisten niederwerfen, ereifert sich José. Fuera los nacionales! Fuera! Raus!

In Palma de Mallorca, wo Bernanos wohnt, haben die Nationalisten bereits mit der Jagd auf die Roten begonnen, die auf dieser ruhigen Insel nur gemäßigten Parteien angehören und in keiner Weise an den Massakern an Priestern beteiligt waren.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Lydie Salvayre**Weine nicht**

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-89667-564-4

Blessing

Erscheinungstermin: Februar 2016

Eine alte Frau, die am Fenster ihrer kleinen Wohnung sitzt, hat das Gedächtnis verloren und erzählt ihrer Tochter immer wieder von der einzigen Periode ihres Lebens, die in ihrem Geist lebendig geblieben ist: Montse wächst als Bauerstochter in einem kleinen katalanischen Dorf auf, in einer Welt, die so langsam wie der Schritt der Maulesel ist. Sie soll Dienstmädchen bei dem reichsten Großgrundbesitzer der Gegend werden. Statt dessen folgt sie im Sommer 1936 ihrem älteren Bruder José, der von anarchistischen Ideen beseelt ist, nach Barcelona. Dort entdeckt sie eine Freiheit, die sie schwindeln macht, und erlebt eine leidenschaftliche Liebe. Obwohl ihr Geliebter im Untergrund verschwindet, bleibt dieser kurze Sommer der Anarchie in ihrer Erinnerung für immer als Verzauberung haften. Schwanger kehrt sie in ihr Heimatdorf zurück und lässt sich von ihrer Mutter ausgerechnet mit dem politischen Widersacher ihres Bruders José verheiraten. Bald erschüttern erste Gewalttätigkeiten die Gemeinde, und Montses Familie ist gezwungen, neue Wege zu beschreiten.

[Der Titel im Katalog](#)